

Gedankensplitter zu ausgewählten Bibelstellen

Serie A – Teil 5 (2023 – 2024)

Im Folgenden werden skizzenhafte Überlegungen wiedergegeben, die in sog. „Ansprachen“ im Rahmen von Wort-Gottes-Feiern, wie ich sie seit dem Jahr 2016 vielfach abgehalten habe, ihren Niederschlag gefunden haben.

Dabei ist einerseits zu beachten, dass der dafür zur Verfügung stehende Rahmen in zeitlicher Hinsicht jeweils eng – nämlich auf 5 bis 10 Minuten (entspricht etwa 2 Manuskriptseiten) – begrenzt war und ist. Andererseits konnten auch die Bibelstellen nicht frei ausgewählt werden, sondern diese und damit auch die maßgebliche (Schwerpunkt-)Thematik waren in der Regel durch die Wochen- bzw. Sonn- und Feiertagsleseordnung bindend vorgegeben.

Eine weitergehende Vertiefung bzw. mehr thematischer Freiraum wäre durchaus wünschenswert gewesen.

Von einer dementsprechenden „Nachbearbeitung“ wird hier jedoch bewusst abgesehen – vielmehr sollen dem geneigten Leser (ebenso wie den damaligen Mitfeiernden) Anregungen zu eigenständigem und weiterführendem Nachdenken offen bleiben ...

Deskriptoren:

Ungerechtigkeit; Mitteleuropa als Insel der Seligen; Schuldgefühle; menschliche Einzigartigkeit; Maßgeblichkeit der Gesamtgesellschaft; Selbstaufgabe; Empathie; Johannes Schmidl – Renee Schroeder; Insellösungen – Stillstand statt Fortschritt; Gentechnik; wasserverunmöglichender Temperaturanstieg; Ausstieg aus fossiler Energie; Zerfall des Universums; Diesseitsbezogenheit und Egoismus; Altruismus und Gottvertrauen; „Vater unser“; „führe uns nicht in Versuchung“ = Fernhalten von Versuchung; formelhaftes und freies Beten; Gefahr der formelhaften Verkürzung; evolutive Theologie; Evangelien als Lebens- und Überlebensprogramm; bröckelnder Grundkonsens – Egoismus und Ellenbogentechnik beginnen sich auszubreiten; Be-

mühung und beispielhaftes Vorleben; Nachfolge – Zugewinn als Erwartungshaltung; Erbgeneration; wissenschaftlicher Fortschritt und Nützlichkeitsbewertung; Zweiseitigkeit und -wertigkeit jeder Erscheinungsform; kein „Plus um jeden Preis“ – Entschädigungsleistung an die Dritte Welt; Befolgung und Infragestellung von Gesetzen; Weltgebetstag der Frauen; keine Geschlechterdifferenzierung; Schutz der Schwächeren durch die Stärkeren; Kirche sollte Vorreiterin bei Frauenaufwertung sein; adäquate Berücksichtigung von Pflegeleistungen; Anspruchswahrung und Gewaltspirale; Seilschaften; Netzwerke; Geschlechterpolarisierung; alleinerziehende Mütter; Unterhaltszahlungen als Lastenfreistellung; Verlust religiöser Deutungshoheit zugunsten von Konsum und Unterhaltung; Stärkung des individuellen Verantwortungsbewusstseins; Gott als Verborgener – Jesus als Mittler; Handlungspflicht gemäß Evangelium; Eltern-Kind-Beziehung; irdisches Leben als Testphase; Eingreifen Gottes und menschlicher Vernunftgebrauch; Dreifaltigkeit: Vater-Sohn-Geist als permanenter Rollenwechsel; Menschliche Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen „gut“ und „böse“; Aufwecken der Seele; Büchse der Pandora; goldene Mitte; Rückvergütung für Ausbeutung der Dritten Welt; Komplexitätsreduktion; Fortschritt – Rohstoffausbeutung – Klimawandel; Autoritätsverlust; Wutbürgertum; Notwendigkeit eigenständigen Bildungs- und Verständniserwerbs in nahezu allen Wissensgebieten; Anpassung an moderne Kommunikationstechniken bei Wissens- und Wertevermittlung

41.) ad

Lk 10, 1 – 9

Oft bekommt man den Satz zu hören: „Die Welt ist ja so ungerecht!“

Ja, so ist es wirklich, und leider kommt man um diese Tatsache nicht herum. Derzeit sind wir beispielsweise gerade täglich mit Bildern aus dem Ukraine-Krieg und der Erdbebenkatastrophe in der Türkei konfrontiert. Wetterkapriolen wie Eiseskälte in den USA oder Überschwemmungen in Fernost nehmen sich im Vergleich dazu ohnehin schon harmlos aus. Wie es den davon betroffenen Personen wirklich geht, kann man aber in Wahrheit bloß ansatzweise erahnen und mitfühlen.

Und irgendwie beschleicht einen in diesem Zusammenhang ein ganz ungutes Gefühl – nämlich deshalb, weil wir, wie wir hier sitzen, von solchen gravierenden Beein-

trächtigungen schon sehr lange verschont geblieben sind. Denn seit nunmehr schon fast achtzig Jahren leben wir quasi auf einer Insel der Seligen, wenn man von den letzten beiden Jahren – Stichwort: Corona-Pandemie – einmal absieht; aber auch diese Seuche wurde ja in jüngster Zeit zumindest offiziell gleichsam abgesagt – generelle Lesart ist gegenwärtig, dass man gleichsam so zu tun hat, als ob es das Corona-Virus gar nicht mehr geben würde ...

Zufällig ist mir in den letzten Tagen das Buch „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ von Karl Popper in die Hände gefallen. Auf das Wesentliche zusammengefasst schreibt der berühmte österreichische Philosoph darin, dass der Einzelperson aus dem Blickwinkel des gesamten Weltgeschehens im Grunde keinerlei Bedeutung zukommt. Wichtig soll seiner Ansicht nach – gleichsam von einer Meta-Ebene aus betrachtet – nur die Gesamtgesellschaft als solche sein, wobei angesichts zweier grundlegender Alternativen die demokratische Lebensform einer autoritären Regierung, die dem Einzelnen seine Handlungsweise mehr oder weniger detailliert vorgibt, unbedingt vorzuziehen ist.

Dieser Sichtweise steht das christliche Lebensbild ganz diametral gegenüber. Denn danach bildet der Einzelne den zentralen Mittelpunkt jeglichen Daseinszwecks: Jeder Mensch ist einzigartig.

Und die menschliche Gesellschaft zeichnet sich gegenüber dem Tierreich vorrangig dadurch aus, dass wir einander zu helfen vermögen und uns gegenseitig in jeder Lebenslage unterstützen können. Und das sollen wir nach unseren christlichen Prinzipien sogar so weit tun, dass es fast bis zur Selbstaufgabe reicht. Erinnern wir uns in diesem Zusammenhang auch noch einmal die Eckpunkte des Evangeliums vom letzten Sonntag: Seinem Nächsten nicht zürnen, ja ihn nicht einmal verbal verletzen, sich mit ihm versöhnen, ihn schon gar nicht vor Gericht zerren ... hat es da bekanntlich geheißen; vielmehr versuchen, den anderen zu verstehen, sich in ihn hineinzudenken, seine Sorgen ernst nehmen, mit ihm zu fühlen – und davon ausgehend natürlich versuchen, ihm so weit als möglich aus dessen misslicher Lage herauszuhelfen.

Im Alltag ist es aber leider oft – wenn nicht sogar standardmäßig – so, dass wir den anderen nicht als Mensch, sondern gleichsam nur wie eine Figur oder Sache ohne die dahinterstehende Persönlichkeit wahrnehmen. Denken wir etwa an unser Verhalten am Arbeitsplatz, in der Schule, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder im Supermarkt usw.: Die meisten Menschen, denen wir dort begegnen, bleiben für uns vielfach nur anonym; ein flüchtiger Gruß, vielleicht noch eine ohnehin nicht tiefgehende kurze

Unterhaltung – das war es dann meist schon, selbst bei Leuten, die wir kennen. Unbekannte nehmen wir ohnehin kaum noch bewusst wahr.

Christus ermahnt uns dagegen immer wieder, für die Sorgen und Nöte des Nächsten wachsam zu sein. Dafür reichen Passivität und Gleichgültigkeit nicht hin. Vielmehr bedingt dies vielfach ein bewusstes Nachfragen, wie z.B. ein „Wie geht es Dir?“, das freilich nicht bloß phrasenhaft dahingesagt sein darf, sondern aufrichtig gemeint sein muss.

Mit einem solchen kleinen „Eisbrecher“ merkt man ohnehin schnell, ob der oder die Gegenüberstehende ein entsprechendes Rede- oder Mitteilungsbedürfnis hat oder nicht.

Christen sollten sich also von Andersgläubigen vor allem dadurch unterscheiden, dass sie auf ihr Gegenüber mit ehrlicher Empathie eingehen.

Dies allerdings, ohne dabei in das Extrem einer realitätsfernen Naivität zu verfallen. Wenn einem nämlich der andere bewusst schaden will, wie z.B. ein Dieb oder ein Betrüger, dann verdient er sich bestenfalls bloß einen minimalen Anteil unseres Mitgefühls.

42.) ad

Mt 10, 17 – 22

Wenn man einen Blick auf die derzeitige sog. „Avantgarde-Literatur“ wirft, dann sind diese allesamt durchaus tiefgeistigen Werke stets durch eine gleichsam gemeinsame Klammer gekennzeichnet: Den Autoren geht es immer darum, zu betonen, dass wir heute in einem Zeitalter der „x-ten“ Aufklärung leben, in dem die Menschheit die Welt allein nach ihrem Willen gestalten und lenken kann und soll. Essentieller Leitgedanke dabei ist ein Höchstmaß an Rationalität. Für Hirngespinnste wie Glaube und Religion lässt diese keinen Platz.

Stellvertretend für viele solcher Literaten möchte ich nur zwei Beispiele herausgreifen, nämlich *Johannes Schmidts* Buch „Bauplan für eine Insel“ und jenes von *Renée Schroeder* mit dem Titel „Die Erfindung des Menschen“.

Schmidls Konzept – der Autor hat, was eher selten anzutreffen ist, sowohl ein technisches als auch ein philosophisches Studium absolviert – besteht in einer Neugestaltung der Zukunft durch „Insellösungen“. In solchen abgegrenzten Territorien leben vorrangig Menschen, die erkannt haben, dass ein grenzenloses Wachstum infolge Ressourcenknappheit nicht möglich ist und die sich daher mit dem bisher Erreichten zufriedengeben. Es genügt ihnen, den bestehenden Wohlstand zu erhalten. Freilich geht auch dieses nur für relativ wenige Menschen erreichbare Niveau zu Lasten jener Vieler, die – notfalls gewaltsam – draußen gehalten werden müssen. Allerdings bietet sich nicht nur für das Problem der Flüchtlingsströme keine befriedigende Lösung an. Selbst inselintern wäre es naiv, zu glauben, dass sich die Wohlhabenden auf Dauer wirklich mit „Stillstand statt Fortschritt“ zufriedengeben, im Gegenteil: Jede Erfindung, die einem das Leben vermeintlich erleichtert, wird umgehend zu einem Kassenschlager, den jeder haben will und muss – siehe nur Fernseher, Computer, Handys, E-Autos, den Traum vom Eigenheim, Flugreisen, Internet, Videospiele usw.

Renée Schroeder war vor ihrem radikalen Ausstieg aus der Berufswelt Universitätsprofessorin für Biologie und sogar Mitglied der Österr. Akademie der Wissenschaften. Fachbezogen sieht sie die Gentechnik als Schlüssel zur Bewältigung der großen Weltkrisen an. Diese ermöglicht es, den Menschen sukzessive genetisch so umzubauen, dass er künftig von schweren Krankheiten verschont bleibt und letztlich – wer weiß? – vielleicht sogar den Tod bezwingen wird. Aber um welchen Preis und vor allem: Wird sich das jeder leisten können?

Um die genannten, aus heutiger Sicht doch noch in ferner Zukunft liegende Ziele erreichen zu können, führt aber zunächst – und das ist beiden Autoren als Naturwissenschaftlern klar – an einem sehr raschen Ausstieg aus fossiler Energie (insbesondere Kohle, Erdöl, Erdgas) bzw. einem Umstieg auf Solar- und Windenergie kein Weg vorbei. Ob dies der Weltgemeinschaft noch rechtzeitig gelingt, ist höchst zweifelhaft. Doch selbst wenn, ist der naturwissenschaftlichen Elite zudem durchaus bewusst, dass es in sehr weit entfernter Zukunft – die Rede ist hier von mehreren hundert Millionen Jahren – mit vermeintlicher Sicherheit ohnehin kein menschliches Leben mehr auf unserer Erde geben wird. Denn dann wird es auf der Erdoberfläche Temperaturen von mehreren hundert Grad haben, sodass kein Wasser mehr existieren kann. Entweder hat sich bis dahin das biologische Leben, so wie wir es heute kennen, derart mit angepasst und umgestellt, dass es eben ohne Wasser und Sauerstoff auskommt. Oder die Menschen haben inzwischen rechtzeitig einen anderen Planeten gefunden, auf dem sie unter solchen Bedingungen, wie wir sie heute kennen, sesshaft

werden konnten. Oder das Leben ist auf der Erde ist eben sukzessive gänzlich ausgestorben und unser Planet im Weltall verglüht.

Angesichts eines solchen Horrorszenarios kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass und wie eine derart rein naturwissenschaftlich-rationale Weltsicht, in der Gott keinen Platz mehr hat bzw. die ohne jeden Gedanken an einen Gott auskommt, den Menschen in irgendeiner Form befriedigen und ihm irgendwie noch Hoffnung geben kann.

Wozu dann noch Weitblick, Generationenvertrag und Zukunftsverantwortung? Wozu besteht denn bei so einem Weltbild der gänzlichen Abwesenheit und Freiheit von Gott noch ein Sinn des individuellen Lebens einerseits und des Daseins der Menschheit insgesamt andererseits? Wenn man mit der vermeintlichen Sicherheit, dass unser Universum dem Zerfall zustrebt, ganz alleine gelassen ist und nicht darauf vertrauen kann, dass es einen Gott gibt, der eine solche Katastrophe verhindern wird? Und wenn jeder Einzelmensch persönlich kein Leben im Jenseits – wie auch immer dies aussehen mag, wir Christen hoffen ja alle so, dass es dort jedenfalls die Ungerechtigkeiten des Diesseits nicht mehr geben wird – erwarten kann?

In Wahrheit ist gerade ein derart streng-naturwissenschaftlich rationales Denken in hohem Maße dafür verantwortlich, dass die heutige Welt eben so mies und ungerecht ist, wie sie ist: Denn es ist im Grunde jede fehlende Aussicht auf ein gerechtes Leben nach dem Tod, die unweigerlich dazu führt, dass jeder, der kann, versucht, sich das Diesseits so angenehm wie möglich zu gestalten. Und das kann letzten Endes natürlich wiederum nur auf Kosten der anderen funktionieren. Es ist also kaum verwunderlich, dass wir Mitteleuropäer heute schon Insel-Bewohner sind, die in einer Ellbogen-Gesellschaft leben, die vor allem durch penetranten Egoismus gekennzeichnet ist und in der alles dafür getan wird, um jene Menschen, die aus ärmeren Gegenden kommen und ebenfalls am Wohlstand teilhaben wollen, mit allen Mitteln fernzuhalten.

Diesen abartigen Auswüchsen des radikalen Rationalismus setzt das Christentum ebenso vehementen die Haltung des Altruismus entgegen: Wir sind fest davon überzeugt, dass in erster Linie Nächstenliebe und Selbstverzicht unsere Welt zum Besseren zu wenden vermag und dem Dasein der Menschheit einen tieferen Sinn geben kann. Und dass ein barmherziger und gütiger Gott das Zugrundegehen unseres Planeten verhindern wird. Davon lassen wir uns nicht abbringen, selbst wenn uns dafür die vermeintlich viel klügeren Rationalisten als geistig minderbemittelte Dummköpfe belächeln.

43.) ad

Lk 11, 1 – 4

„... und führe uns nicht in Versuchung ...“ – so lautet eine bekannte Zeile aus dem „Vater unser“, dem wahrscheinlich bekanntesten Gebet der Christenheit.

Diese hat größeres Aufsehen erregt, als sich Papst Franziskus dazu vor ein paar Jahren öffentlich geäußert hat. Er hat nämlich gemeint – vielleicht erinnern sie sich noch daran –, dass diese Wortwendung eigentlich missverständlich ist und daher geändert werden muss. Denn ein liebender Gott, wie ihn alle Christen verehren, kann die Menschen doch denkmöglich gar nicht in Versuchung führen. Der eigentliche Versucher ist vielmehr der Antichrist, der in den Evangelien auch als Satan, Teufel oder böser Dämon bezeichnet wird.

Die Stelle, die wir aus dem heutigen Lukas-Evangelium gehört haben, ist quasi eine verkürzte Fassung der Parallelstelle des Matthäus-Evangeliums (vgl. Mt 6, 9 – 13).

Nach beiden Versionen ist dem „Vater unser“ zunächst eine Verhaltensregel vorangestellt, die eine grundlegende Voraussetzung für das Beten überhaupt bildet – nämlich, dass der Name Gottes geheiligt werden, oder anders gesagt: dass Gott von den Menschen verehrt werden möge.

Danach folgt der eigentliche Gebetsteil mit insgesamt 6 zentralen und zeitlosen, an Gott gerichteten Bitten, nämlich:

- erstens: dass das Reich Gottes – möglichst schon im diesseitigen, jedenfalls aber im jenseitigen Leben – für jedermann kommen möge;
- zweitens: dass jeder Einzelne den Willen Gottes akzeptieren möge, auch wenn einem das phasenweise nicht leicht fällt – diese Bitte fehlt übrigens bei Lukas;
- drittens: dass unser tägliches Brot – gemeint: unser gesamter Lebensunterhalt – gesichert sein möge;
- viertens: haben wir Schuld auf uns geladen – im Sinne von: ein moralisches Unrecht begangen –, dann möge uns diese ebenso vergeben werden, wie wir allen Personen, die uns gegenüber schuldig geworden sind, verzeihen sollen;
- dann fünftens: die Bitte in Bezug auf die Versuchung; und schließlich
- sechstens: dass wir von allem Übel verschont bleiben mögen – auch diese letzte matthäische Bitte fehlt bei Lukas.

Betrachtet man den Gesamt-Kontext, dann erkennt man, dass die Bitte mit der Versuchung unmittelbar – und sicher nicht zufällig – auf jene mit der Verschuldensvergebung folgt. So besehen muss man sich folgendes Szenario vor Augen führen: Jeder, der zwar schuldig geworden, aber nicht völlig abgestumpft ist, sehnt sich danach, dass ihm die Last dieser Schuld wieder abgenommen – oder kürzer gesagt: dass ihm wieder verziehen wird.

Noch besser ist es freilich, wenn man möglichst gar nicht in die Lage kommt, schuldig zu werden. Und in vielen Lebenslagen wird ein solcher Effekt sehr wirksam dadurch verhindert, dass man gar nicht in die Versuchung gerät, Übel oder Unheil anzurichten. Und deshalb kann eine entsprechende, an einen liebenden Gott gerichtete Bitte nur dahin lauten, dass er unheilvolle Versuchungen so weit als möglich von den Menschen fernhalten möge.

Insgesamt besehen kann daher kein Zweifel daran bestehen, dass die fünfte Vater-unser-Bitte nur in dieser Weise zu interpretieren ist.

Grundsätzlich sind ja zwei prinzipiell diverse Formen der Kommunikation mit Gott zu unterscheiden, nämlich die sog. „freie“ einerseits und die „formelhafte“ andererseits. Bei der freien Form formuliert der Mensch seine Gedanken selbständig und ungebunden. Bei Lukas und Matthäus besteht der Sinn des „Vater unser“ hingegen darin, für jene Situationen eine kurze und passende Formel anzubieten, in denen keine ausreichende Muße für eine autonome Gedankenformulierung besteht.

Verkürzungen und Abstraktionen, wie sie Formeln eigentümlich sind, bergen allerdings – von den Bereichen der Naturwissenschaften einmal abgesehen – stets auch eine gewisse Gefahr der Fehlerhaftigkeit in sich.

Und soweit es die Versuchungsbitte betrifft, hat der Autor des Matthäusevangeliums an dieser Stelle in grammatikalischer Hinsicht schlicht übersehen, hier – anders als bei den übrigen Bitten – anstelle des Aktivums die passive Form zu verwenden: Würde es nämlich anstelle von „... und führe uns nicht in Versuchung ...“ deutlicher: „... und mögen wir nicht in Versuchung geführt werden ...“ oder, wenn man schon bei der Aktivform bleiben will eben: „... halte Versuchungen von uns fern ...“ heißen, dann gäbe es keinen Anlass für die von Papst Franziskus aufgeworfenen Anzweiflungen. Denn dann wäre mit der entsprechenden Formulierung ganz deutlich ausgedrückt, was ohnehin für jeden Christen klar ist: Dass die Versuchungen nicht

von Gott, sondern vielmehr von den anderen Menschen, sei es diesen bewusst oder nicht, veranlasst werden.

Freilich fragt man sich an diesem Punkt, warum man dann die Versuchungsbitte nicht einfach im Sinne einer präzisierenden Klarstellung ändert.

Papst Franziskus hat Derartiges zwar vorgeschlagen, doch diese Anregung ist letztlich im Sand verlaufen. Wieso? Weil sich jahrtausendealte Traditionen nur schwer bis gar nicht ändern lassen. So wurde bspw. mit dem II. Vaticanum versucht, einige Stellen des Glaubensbekenntnisses zu ändern – ebenso ohne Erfolg wie die Vorgabe, den Text der österreichischen Bundeshymne frauenfreundlicher zu gestalten ...

Angesichts eines solchen Befundes muss man letztlich zu dem Schluss kommen, dass es somit umso wichtiger ist, dass es auch weiterhin engagierte Menschen gibt, die sich der Mühe eines Theologiestudiums unterziehen, um den christlichen Glauben betreffende Zweifelsfragen auf den Grund zu gehen, auch wenn am Ende nicht das große Geld winkt.

Gäbe es keine evolutionär forschende Theologie, dann würde die Religion in einem unerbittlich harten Konservativismus erstarren, der beim Aufeinanderprallen mit den Herausforderungen unserer heutigen Zeit stets zu schweren und schwersten Auseinandersetzungen führt – wie man leider gerade im aktuellen Israel-Palästina-Krieg ohnmächtig mitansehen muss ...

44.) ad

Joh 20, 2 – 8

Wir alle haben zuletzt aufgrund der gehäuften Feiertage wohl ziemlich viele Predigten gehört. Daher möchte ich diesbezüglich heute nur kurz Eure Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und bloß einen Gedanken näher beleuchten, der mir in besonderer Weise in Erinnerung geblieben ist. Ein Prediger hat nämlich provokant gesagt: *„Wir feiern heuer schon das 2.000 Mal Weihnachten, aber trotz aller inständiger Bitten um Frieden, Gerechtigkeit und noch viele andere Leitideen für eine lebenswerte Welt hat sich im Grunde nichts Großartiges geändert – es gibt ständig kleinere oder größere Kriege, alles Beten nützt also offenbar nichts, was für eine Misserfolgsstory ...“*

Ich glaube das eigentlich nicht. Man müsste sich vielmehr die Frage stellen, wie die Welt aussehen würde, wenn es solche prägenden Schriften, wie sie gerade die Evangelien darstellen, nicht gegeben hätte. Denn mit diesen wurde ja nicht mehr und nicht weniger als ein ganz essentielles Lebens- und Überlebensprogramm für die gesamte Menschheit dargelegt: Achtet das Leben und die Würde des anderen Menschen! Achtet sein Eigentum, seine Besitzungen, seine Familie, seine soziale Stellung! Erstrebt und hortet nicht mehr, als ihr zum Leben braucht! Das sind gleichsam ewig-gültige soziale Verhaltensnormen, die die Grundbedingungen für den Fortbestand jener Art von biologischem Leben, wie wir es auf unserer Erde kennen, bilden.

Und diese zentralen Regeln wurden über Jahrhunderte und Jahrtausende – sieht man von (gesamthaft betrachtet) vereinzelt Ausnahmen ab – zumindest im Großen und Ganzen von der Vielzahl aller Menschen grundsätzlich eingehalten und permanent an die nächsten Generationen weitertradiert.

Insoweit ist also gerade das Christentum durchaus keine Misserfolgsgeschichte, wenn gleich sich die Organisation „Kirche“ während der vergangenen 2.000 Jahre durchaus nicht immer mit Ruhm bekleckert hat.

Allerdings ist auch nicht zu verkennen, dass dieser Grundkonsens in letzter Zeit merklich zu bröckeln beginnt bzw. an Rationalität verliert. Denn der Einfluss der religiösen, insbesondere der christlichen Morallehre auf das gesellschaftliche Leben schwindet immer mehr. An die Stelle des Altruismus tritt immer stärker der Egoismus, der in Schlachtrufen wie „*America first!*“ oder „*Ausländer raus aus Europa*“ erstaunlich schnell seine Anhänger findet.

Wenn es heute die Herrschenden und die Regierungen nicht mehr für nötig halten, sich den christlichen Werten verpflichtet zu fühlen, dann müssen wir Christen gleichsam wieder zu den Wurzeln zurückkehren und es als unsere ureigenste Aufgabe ansehen, die nächsten Generationen von der langfristigen Überlegenheit dieser Wertvorstellungen zu überzeugen. Nicht durch Indoktrination, sondern durch beispielhaftes Vorleben; nicht durch den Anspruch, selbst alles richtig zu machen, aber zumindest durch ein Bemühen darum.

Wie vor 2.000 Jahren in den römischen Katakomben müssen wir wieder darauf hoffen, dass diese Saat künftig neu aufgeht ...

45.) ad

Joh 15, 18 – 21

Nachfolgen, in jemandes Fußstapfen zu treten, ist oft nicht leicht.

Denn es ist oft so, dass die Nachkommenden an dem gemessen werden, was ihre Vorgänger schon geschaffen haben.

Und nun wird von ihnen erwartet, etwas Gleichartiges zustande zu bringen oder den vorgegebenen Bestand sogar noch zu übertreffen. An diesem Anspruch scheitern nicht wenige: Die große Erwartungshaltung erweist sich gleichsam wie ein lebenslanger Fluch.

Beispielsweise wurden wir etwa seinerzeit schon in der Schule immer wieder darauf hingewiesen, dass wir bequem auf dem aufbauen können, was die sog. „Nachkriegsgeneration“ nach den Zerstörungen und Verwüstungen des Zweiten Weltkrieges damals innerhalb kurzer Zeit wiederhergestellt hat.

Und der heutigen Jugend wird vorgeworfen, sich nur mehr dem Genuss des bereits Vorhandenen hinzugeben: Denn im Sinne einer „Erbengeneration“ gibt sie das vorhandene Vermögen hauptsächlich für Vergängliches – und damit nicht für Nachfolgende Bleibendes – aus, d.h.: Man genießt das Leben, man feiert Feste, man verreist in die fernsten Winkel der Erde – und man handelt sich dabei Probleme ein, die man früher gar nicht gekannt hat, wie z.B. Erderwärmung, Klimawandel, Seuchen und Pandemien, Sinnkrisen, Beziehungsprobleme, Alkoholsucht und Drogenhandel, um nur die gegenwärtig brennendsten Bereiche anzusprechen.

Um dieses Problem gleichsam an der Wurzel packen zu können, muss man sich die Frage stellen, woher eigentlich die Erwartungshaltung der Älteren kommt, dass es ihnen die Jüngeren zumindest gleichtun oder sie sogar übertreffen müssen.

Dabei trifft man schnell auf das eigentliche Urziel der Menschheit, wie es auch schon im Alten Testament formuliert ist, nämlich: sich die Erde untertan zu machen.

Dies bedingt naturgemäß einen permanenten wissenschaftlichen Fortschritt.

Allerdings hat man dabei nicht beachtet, dass es irgendwann einmal gleichsam auch genug sein muss. Man hat sozusagen den Punkt übersehen, an dem die positive Fortentwicklung begonnen hat, ins Gegenteil zu „kippen“.

Leider konnte aber weder in früheren Zeiten noch auch gegenwärtig die Forschung gewissermaßen „zentral“ dahin gesteuert werden, dass von einer Stelle allgemeinverbindlich entschieden wird, welche wissenschaftlichen Bemühungen für die Entwicklung der Menschheit „gut“ oder „schlecht“ sind. Im Abendland ging dies mit dem Verlust der kirchlichen Vormachtstellung in der Wissenschaft Hand in Hand.

Im Eigentlichen liegt das Grundproblem darin, dass keine Erkenntnis oder Erfindung als absolut positiv oder ausschließlich negativ angesehen werden kann. Beispielsweise zeigt sich das gegenwärtig sehr deutlich im sog. „Iran-Atomstreit“: Denn die Kernenergie kann sowohl zu friedlichen als auch zu kriegerischen Zwecken genutzt werden – Stichworte: Kernkraftwerke und Atombombe.

Ebenso kann man sich fragen, ob ein Wissen darum, ob es Leben auf anderen Planeten gegeben hat oder möglich ist, der Menschheit einen gemeinnützigen Fortschritt bringt oder vielmehr nicht bloß einen Selbstzweck darstellt, nämlich v.a. dazu dient, dass eine Supermacht ihre technische Überlegenheit unter Beweis stellt.

In gleicher Weise übertrieben scheinen auch jene Anstrengungen, die darauf gerichtet sind, dass jede Art von Lebensmittel zu jeder Zeit an jedem Punkt der Erde verfügbar sein muss – wir brauchen sicher nicht unbedingt Himbeeren zu Weihnachten.

Und es muss auch nicht jede Person ihr selbst gebautes Haus haben und nicht jeder muss über mehrere Fortbewegungsmittel (ein oder gar mehrere Autos, ein Motorrad, ein E-Bike, einen Scooter) verfügen und nicht jeder muss bei jedem Fest, jedem Event oder bei jeder sonstigen Netzwerkzirkelveranstaltung dabei gewesen sein.

Vor allem für uns Ältere bietet die Fastenzeit einen guten Anlass, in einem entscheidenden Punkt radikal umzudenken, nämlich: Jetzt, wo zumindest in unseren Breitengraden ein Status erreicht ist, zu dem es sich bequemer als je zuvor leben lässt, von den Jüngeren nicht immer noch mehr zu erwarten und/oder zu fordern, sondern es zu akzeptieren und zuzulassen, dass sie das von uns Erworbene gleichsam nur noch – aber natürlich so gut als möglich – verwalten. Sie müssen es nicht immer noch besser haben als wir; es kann und soll für die Nachfolger ausreichen, wenn sie es gleich gut haben.

Ein „Plus um jeden Preis“ ist heutzutage in der westlichen Welt also nicht mehr nötig. Vielmehr geht es darum, der „zweiten“ und „dritten“ Welt jene Vorleistungen, die wir aus Asien, Afrika und Südamerika jeweils in den verschiedensten Formen von Ausbeutung während der letzten Jahrhunderte empfangen und worauf wir seither nachhaltig unseren Wohlstand gegründet haben, jetzt so schnell und nachhaltig wie möglich wieder zurückzugeben.

46.) ad

Dtn 4, 1 u. 5 – 9 sowie Mt 5, 17 – 19

Die heutigen Schriftstellen erzeugen in gewisser Weise einen Widerspruch. Denn sowohl in der Lesung als auch im Evangelium wird betont, dass man die Gesetze, die der Menschheit von Moses am Berg Sinai gegeben wurden, eingehalten werden sollen. Gleichsam bedingungslos, ohne Widerspruch, ohne „Wenn und Aber“.

Diese Gesetze sind gleichsam ewiggültig und können und dürfen nicht geändert werden.

Wo aber stünde die Menschheit heute, wenn sie sich diesen jahrtausende alten Vorschriften nicht – zumindest teilweise – widersetzt hätte?

Und speziell mit Bezug zum Weltgebetstag der Frauen gefragt: Was würde das für die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft bedeuten?

Heuer stand der Weltgebetstag der Frauen, der das Land Palästina in den Fokus nimmt, unter dem Motto „... *durch das Band des Friedens*“.

Wir können hier in Österreich nur schwer nachvollziehen, was es für die dortige Bevölkerung bedeutet, dort seit mehr als 70 Jahren in einer kriegsähnlichen Umgebung oder zumindest in einem Land der ständigen Unruhe zu leben, in dem immer die Gefahr besteht, dass aus geringsten Ursachen heraus wieder einmal ein Krieg ausbricht.

In einer Stellungnahme des „Vorstandes des Weltgebetstags Österreich“ heißt es dazu auszugsweise:

„Der Ökumenische Weltgebetstag der Frauen in Österreich ist schockiert über den grausamen Terrorangriff der radikalislamischen Hamas auf die Zivilbevölkerung in Israel und verurteilt diesen aufs Schärfste. Seit dem Massaker am 7. Oktober 2023 und dem folgenden Militäreinsatz der israelischen Armee in Gaza ist die Region Israel und Palästina wieder weltweit ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Wir sind erschüttert vom Ausmaß der Gewalt, die den Nahen Osten erfasst hat. Wieder einmal hat vor allem die Zivilbevölkerung die Auswirkungen von Terror, Geiselnahme und Krieg zu tragen.

...

Wir beten heute mit unseren Schwestern in Palästina, hören ihre Stimmen und teilen ihre Erfahrungen. Wir tun das im Bewusstsein, dass sich ihre Lebenssituation durch den Terrorakt der Hamas verschlechtert hat.

Wir wissen sehr wohl, dass die politische Situation im Nahen Osten sehr komplex, verworren und für uns als Außenstehende schwer zu beurteilen ist. Wir wissen, dass wir gerade im deutschsprachigen Raum mit unserer Geschichte der Shoah besonders umsichtig und aufmerksam sein müssen.

Wir beten im Bewusstsein, dass wir an der gewaltvollen Situation im Nahen Osten nicht unschuldig sind. Wir nehmen sie ernst.

Wir urteilen nicht.

Wir hören zu.

Wenn heute die Anliegen der Frauen in Palästina im Mittelpunkt stehen, vergessen wir selbstverständlich nicht auf unsere jüdischen Geschwister, hier in Österreich und in Israel, fühlen uns auch mit ihnen verbunden und legen ihr Leid und ihren Schmerz ganz besonders in Gottes Hand.“

Aber es braucht keinen Terrorakt und keinen Krieg, um zu erkennen, dass im Lauf der Geschichte immer die Schwachen die Leidtragenden sind – und unter diesen ganz besonders die Frauen und die Kinder.

Um dies zu ändern, führt kein Weg daran vorbei, die Stellung der Frau radikal aufzuwerten. Und es stünde gerade der katholischen Kirche, die sich dem Gebot der

bedingungslosen Nächstenliebe verpflichtet fühlt, damit gleichsam als erste damit zu beginnen und diesbezüglich eine Vorreiterrolle einzunehmen.

Dazu braucht es in einem ersten Schritt gar nicht viel – nämlich nur die Erkenntnis: Es gibt nicht Männer und Frauen, sondern nur einen Nächsten, egal welchen Geschlechts.

Davon ausgehend gibt es dann keine Rechtfertigung, Buben typisch männlich und Mädchen typisch weiblich zu erziehen. Entscheidend ist vielmehr, die nachfolgenden Generationen dahin zu erziehen, dass Gewalt keine dauerhafte Lösung für Konflikte darstellt.

Dass die Natur stärkere und schwächere Geschöpfe hervorbringt, kann man nicht ändern – wohl aber den Umgang mit dieser Tatsache: Denn die Menschheit kann in einem Ausmaß vorherdenken, wie es dem Tierreich nicht einmal ansatzweise möglich ist. Die eigene Stärke dazu auszunutzen, um sich ein vorteilhaftes und angenehmes Leben zu verschaffen, ist kurzsichtig, weil eine solche Sichtweise nur Neid und Rachegelüste und damit Gegengewalt erzeugt. Langfristig ist es klüger und erfolgversprechender, wenn sich der Stärkere mit dem zufriedengibt, was er nötig hat, und dem vermeintlich Schwächeren dabei hilft, einen vergleichbaren Status zu erreichen. Dank und Anerkennung sind ihm dann gewiss.

Zwei Drittel bis zu drei Viertel der Kirchenbesucher sind Frauen. Dieses Potential nicht nur nicht zu nützen, sondern sogar bewusst zu blockieren, entbehrt – trotz eines gewissen Verständnisses für Tradition und jahrtausende alte Gesetze – nahezu jeglicher verstandesgemäßen Rechtfertigung.

47.) ad

Joh 3, 14 – 21

Gestern war also „Internationaler Weltfrauentag“.

Und man könnte es bei dieser Feststellung bewenden lassen und dann gleichsam wieder zum Alltag übergehen.

Denn die Parolen, die diese Initiative begleiten, sind nun schon seit Jahrzehnten die gleichen. Und was sich ständig wiederholt, nützt sich eben mit der Zeit ab und wird deshalb langsam aber sicher uninteressant. Das gilt, so nebenbei bemerkt, leider auch für die Liturgie in unserer Kirche: Die seit Jahrhunderten ritualisierten Formeln erreichen genau das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigen – sie treiben die Menschen aus der Kirche hinaus. Denn die Leute sind im Grunde ja nicht an ständig Wiederkehrendem, sondern an etwas Neuem interessiert. Zum Stammtisch im Wirtshaus geht man ja in erster Linie deshalb, um dort die letzten Neuigkeiten zu erfahren.

Dabei sind die ursprünglichen Forderungen des Weltfrauentages, der auf eine Initiative sozialistischer Frauen in den USA im Jahr 1908 zurückgeht, bis heute noch immer nicht erfüllt, vor allem nicht die prägnanteste Formel: *„Gleicher Lohn für Frauenarbeit!“*

Aber in Wirklichkeit geht es ja um etwas viel Grundsätzlicheres. In erster Linie kämpft man nun seit mehr als einem Jahrhundert auch offen darum, dass die eine Hälfte der Weltbevölkerung nicht von der anderen Hälfte unterdrückt werden darf. Vor allem nicht bloß allein deshalb, weil das eine Geschlecht – zumindest bei einer Durchschnittsbetrachtung – das vermeintlich physisch stärkere ist.

Wie aber setzt man eine solche Forderung, die intellektuell betrachtet ohne Weiteres einleuchtet und daher jede moralische Berechtigung für sich hat, aber letztlich effektiv durch, vor allem gegen einen Widerstand, der sich am Ende auf nichts Anderes als Primitivität gründet?

An der naturgegebenen Tatsache, dass Frauen die Kinder bekommen und dabei den Hauptanteil zur Erhaltung der menschlichen Art beitragen, wird sich, soweit das heute absehbar ist, kurz- und auch mittelfristig nichts ändern. Und allein dieser Aspekt wäre in einer vernunftgesteuerten Gesellschaftsordnung eigentlich schon Grund genug dafür, die Frauen zu achten, zu ehren und alle Nachteile, die für sie mit der Geburt und dem Aufziehen von Kindern verbunden sind, entsprechend auszugleichen.

Viele Gattungen im Tierreich leben das auch vorbildlich vor, ohne deshalb die Weibchen in eine Abhängigkeit zu drängen – so, wie dies etwa noch bis weit in die 80er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts bei uns in Mitteleuropa noch der Fall war.

Seither wurde viel in Richtung Gleichberechtigung erreicht, aber bei Weitem nicht alles, was nötig ist, und vor allem auch nicht überall auf der Welt. Vergangene Woche offenbarte etwa ein Vortrag in der Stadtpfarre Linz die schockierende Tatsache, dass in Indien die Frauen nahezu gar nichts wert sind. Es wird von ihnen erwartet, mindestens 5 Kinder zu bekommen, wobei, weil dort Kinder bereits ab einem Alter von 5 Jahren arbeiten dürfen bzw. müssen, die Mädchen meist sofort an zwielichtige Unternehmer verkauft werden – eine in der größten Demokratie der Welt durchaus gängige Form der modernen Sklaverei ...

Aber auch bei uns in Mitteleuropa ist beileibe nicht alles Gold was glänzt. Was tut man also, wenn sein Gegenüber die Anerkennung einer rational höchst berechtigten Forderung beharrlich verweigert?

Die Lösung scheint so alt wie die Menschheit selbst: Um die eigene Unterlegenheit auszugleichen, rüstet man sich mit Waffen aus. Dabei wird aber oft übersehen, dass damit zugleich der Grundstein für eine sich permanent hochschaukelnde Gewaltspirale in Gang gesetzt wird.

Oder anders formuliert: Für die Sache der Gleichberechtigung ist nichts gewonnen, wenn am Ende zwar die gleiche Anzahl von Frauen und Männern in Führungspositionen sitzt, das aber nur deshalb, weil es solche Frauen geschafft haben, sich die überkommenen Methoden der Männer anzueignen, also vor allem Brutalität und Ellbogentechnik sowie als begleitende sanftere Formen die Pflege von Netzwerkverbindungen und Seilschaften.

Damit es nicht wieder zu einem Ausschlagen des Pendels in die andere Richtung deshalb kommt, weil sich Männer v.a. durch eine vermeintliche oder wirkliche Bevorzugung der Frauen im Berufsleben ihrerseits bedroht fühlen, sollte man in erster Linie vor der heute nahezu allgegenwärtigen Geschlechterpolarisierung wegkommen.

Es geht also nicht um „die“ – im Sinne von „alle“ Frauen oder um „die“ Männer oder um „die“ Mädchen oder „die“ Buben, sondern primär vor allem um die jeweilige Sache, mögen davon faktisch gegebenenfalls auch zu einem überwiegenden Teil Angehörige entweder des einen oder des anderen Geschlechts betroffen sein.

Statt: *„Gleicher Lohn für Frauenarbeit!“* wäre daher wohl besser, wenngleich eine entsprechende Verkomplizierung in Kauf genommen werden muss, von: *„Gleicher Lohn für gleiche Arbeit – unter adäquater Berücksichtigung der körperlichen und geistigen Leis-*

tungsfähigkeit sowie der einzelfallbezogenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen“ zu reden.

Freilich läge in der Kürze eines Slogans zugleich dessen Würze – aber leider bildet dieser Twitter-Stil zugleich auch den Angelpunkt für (teils gravierende und sogar fatale) Missverständnisse.

Und abschließend: Gerade unsere dem Gebot der Nächstenliebe verpflichtete Kirche wäre vordringlich dazu angehalten, eine Vorreiterrolle im Zusammenhang mit der Gleichstellung der Frauen einzunehmen – leider ist man aber just in der katholischen Kirche am weitesten davon entfernt, sodass hier eine Feier des Weltfrauentages nahezu wie eine Farce anmutet.

48.) ad

Joh 5, 17 – 30

Bei den beiden Wort-Gottes-Feiern in der letzten Woche habe ich darauf hingewiesen, dass am 1. März der Weltgebetstag der Frauen und am 8. März der Internationale Frauentag begangen wurde.

Diesem wichtigen Anliegen wird es nicht gerecht, wenn man nun – quasi wie nach dem Abhaken eines Themenpunktes im „To-do“-Kalender – wieder zur Tagesordnung übergeht und solcherart die Situation der Frauen hier bei uns in Österreich bis zum nächsten März im Jahr 2025 wieder aus dem Blickfeld verliert.

Den Frauen in unserem Land hilft es nämlich konkret wenig bis gar nichts, wenn man am Weltgebetstag um Frieden und Gerechtigkeit speziell für palästinensische und israelische Frauen betet oder am Weltfrauentag gleichen Lohn für vergleichbare Arbeit fordert, soweit diese von Frauen erbracht wird.

Maria M. beispielsweise ist eine alleinerziehende Mutter; allein diese Feststellung reicht schon hin, sie als nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehend zu kategorisieren. Konkret wurde sie von ihrem Partner verlassen, als deren gemeinsame Tochter noch ganz klein war und seither ist sie ununterbrochen mit Problemen der verschiedensten Art konfrontiert.

Ihre Eltern unterstützen sie zwar, wo immer es ihnen möglich ist, aber sowohl der Vater als auch die Mutter sind nicht mehr voll belastbar. Maria M. muss sich also größtenteils alleine um die Erziehung ihres Kindes kümmern. Damit die Familie finanziell einigermaßen über die Runden kommt, bleibt nichts Anderes übrig, als dass die Mutter einem eher schlecht bezahlten Teilzeitjob nachgeht, für den sie eigentlich überqualifiziert ist. Als Stationsgehilfin in einem Pflegeheim muss sie gelegentlich auch nachmittags oder abends arbeiten, also zu einer Zeit, wenn sie eigentlich mit ihrer Tochter zu Hause die Schulaufgaben machen oder diese zum Turn- und Musikverein bringen sollte.

Das ist durchaus kein Einzelschicksal, sondern wie Frau M. fretten sich mittlerweile sehr viele Frauen in Österreich durch. Solche Misere zu beenden, wäre ein echtes und vordringliches Frauenanliegen. Wie könnte das effektiv gelingen?

Auf den Punkt gebracht, müsste die Rechtslage dahin geändert werden, dass es Männern künftig nicht mehr so leicht möglich ist, die Last der Kindererziehung und alle damit verbundenen, sehr weit reichenden Folgewirkungen – wie unterqualifizierte Arbeit, geringe Alterspension, Doppelbelastung Arbeit/Haushalt, Seniorenpflege u.v.A.m. – mit einer bloßen Unterhaltszahlung auf die Frauen zu delegieren. Aber selbst wenn tatsächlich ein dementsprechender Änderungswille vorhanden wäre, ist es ziemlich gleichgültig, welche konkreten Schritte man dann in Richtung einer Lastenumverteilung unternehmen wollte: Letztlich läuft es immer auf den Einwand hinaus, dass dann nicht nur, wie schon jetzt, die Arbeitskraft der Frauen, sondern auch noch jene der Männer einer Vollwirksamkeit auf dem Arbeitsmarkt entzogen werden, sei es eben durch höhere Unterhaltszahlungen, verpflichtende de-facto-Mitwirkung an der Kindererziehung o.Ä. – daher sind solche Änderungsvorschläge wegen des sogenannten „Widerstands der Wirtschaft“ schon im Ansatz zum Scheitern verurteilt.

Was also tun?

Um effektiv etwas zu erreichen, nützt nur ein radikales Umdenken „im Kopf“, also eine bewusste Änderung der inneren Einstellung. Kinder und Jugendliche müssen künftig wieder nachhaltig zu Verantwortungsbewusstsein erzogen werden. In unserem, nach der früheren Dominanz der Kirche gelegenen Zeitalter, in dem nahezu händelnd um „Leitideen“, also um einen Ersatz für jenes Vakuum gesucht wird, das dadurch entstanden ist, dass die Religion als wertebestimmender Faktor durch Unterhaltung einerseits und Konsum andererseits abgelöst wurde, sollte die Über-

nahme von Verantwortung für eigenes Handeln aus moralischer Sicht oberste Priorität haben.

Tatsächlich ist gegenwärtig nämlich leider gerade das Gegenteil der Fall.

Während in früherer Zeit beispielsweise jeder Handwerksbetrieb peinlich auf solide Arbeit und Kundenzufriedenheit achtete, ist heutzutage eine fehlerhafte Lieferung oder Leistung nahezu an der Tagesordnung. Kaum etwas ist noch 100%ig in Ordnung und die Ausrede, dass das Leben generell derart kompliziert ist, dass man praktisch in keinem Bereich noch eine zeitgerechte Vertragserfüllung auf Punkt und Beistrich erwarten kann, ist höchst bequem.

Die Hoffnung bestünde darin, dass es eher früher als später gelingt, die heranwachsenden Generationen davon zu überzeugen und dahin zu erziehen, dass jeder Mensch die Folgen seines Handelns klar überlegt, vorhersieht, erkennt und dementsprechend auch bereit ist, für diese einzustehen, und zwar auf allen Ebenen des Lebens, sei es im Beruf, in der Familie, in der Gesellschaft und in welchem Bereich auch immer.

Auf einer solchen Basis bliebe dann vielen Frauen ein Schicksal wie jenes von Maria M. wohl erspart.

49.) ad

Joh 17, 6a und 11b bis 19

In der heutigen Evangelienstelle wird uns Jesus als Mittler, gleichsam als Sprachrohr, zwischen Gott und den Menschen dargestellt.

Für uns Menschen ist Gott ja ein Verborgener. Kein irdisches Lebewesen hat ihn je gesehen und es gibt auch sonst keine Möglichkeit für uns, mit ihm in Verbindung zu treten. Für unsere Taten, einerlei ob sie moralisch gut oder böse waren, gibt es keine Rückmeldung, keine Wertung, oder wie man heute sagen würde: keine Evaluierung. Wir wissen daher nicht sicher, ob wir künftig so, oder so ähnlich oder ganz anders weitermachen sollen.

Angesichts dieser Ratlosigkeit will uns Gott, und zwar als Erscheinung in der Gestalt Jesu, sagen: Wenn wir uns vorstellen, dass Gott als ein Mensch in der Welt ist, dann sollen wir so handeln, wie er es nach der Schilderung in der Heiligen Schrift getan hat.

Was wären nun die wichtigsten Konsequenzen dieser Erkenntnis?

Jesus meint zunächst: Stellt euch Gott so vor wie einen gütigen Vater bzw. heute nach 2.000 Jahren besser noch: wie eine gütige Mutter: Voller Freude über eine gedeihliche Entwicklung ihrer Kinder, manchmal mit der nötigen Strenge in der Erziehung, aber am Ende wird dem Kind alles verziehen; selbst der schlimmste Fehler, selbst die größte Untat – vorausgesetzt, der Mensch hat sein Fehlverhalten erkannt und dieses ehrlich bereut. Und man ist auch in den dunklen Stunden zu Gott gestanden; und hat ihn nicht verleugnet; sondern hat ihn darum gebeten, dass sich das Übel rasch wieder bessern möge; wie eben ein halbwüchsiges Kind, das in verzweifelten und aussichtslosen Lagen immer Hilfe und Rat bei seinen engsten Verwandten und Freunden sucht ...

Bedenken wir: Das irdische Leben ist bloß ein Durchgangsstadium, gleichsam eine Testphase. Daher wird es nach dem Tod wohl auch kein jüngstes Gericht im Sinne einer strengen Abrechnung über den jeweiligen Lebensweg jedes einzelnen Menschen geben. Vielmehr erfolgt der Ausgleich für die Ungerechtigkeiten des irdischen Lebens bei genauem Hinsehen bereits im Diesseits: Kein Ereignis, keine Situation und keine Lage hat ausschließlich nur gute oder schlechte Seiten. Erfolg gebiert den Neid der anderen; ein langes Leben zieht am Ende langes Leid und Krankheit nach sich; eine zerbrochene Beziehung entbindet sehr wahrscheinlich von weiterer Abhängigkeit usw. und so fort. Niemand ist hier auf Erden bedingungslos glücklich, und wenn, dann bloß phasenweise. Keinem geht es immer nur gut oder immer nur schlecht. Auch wer nach außen hin noch so reich ist, sich alles leisten kann und hat, was das Herz begehrt, bleibt letztlich dennoch nicht von seelischem und körperlichem Leid verschont. Außenstehenden bleibt dies freilich oft verborgen.

Das jenseitige Leben wird sich, so die Botschaft der Evangelien, ziemlich sicher nicht in jener körperlichen Weise, wie wir es hier gewohnt sind, abspielen – sondern sehr wahrscheinlich eine nur geistig-intellektuelle Beziehung zu Gott und den anderen verstorbenen Seelen darstellen. Möglicherweise geht dort das individuelle Sein überhaupt in eine kollektiv-harmonische Existenz über. Oder es gibt eine jenseitige, auch körperliche Welt, vielleicht mit umgekehrten Vorzeichen: Wer hier reich ist, Erfolg

hat und schön ist, den erwartet dann im Jenseits das Gegenteil, wenn er die irdische Bewährungsprobe nicht bestanden hat.

Man weiß schlicht und einfach nicht, wie es im Jenseits einmal sein wird.

Die Erfahrung und die menschliche Vernunft lehren uns aber immerhin nachdrücklich, dass unsere Spezies auf wechselseitige Unterstützung angewiesen ist. Wer meint, dass der Sinn des Lebens darin besteht, sich auf Kosten eines anderen einen Vorteil verschaffen zu müssen, hat dies grundlegend verkannt. Ausbeuter – heute etwa Drogenbosse oder Topmanager im Nadelstreifanzug oder diktatorische Politiker, früher die Eroberungskrieger aller Epochen – handeln also im höchsten Maße irrational. Und man meint, gerechterweise müssten solche Leute dafür hart bestraft werden, doch häufig ist gerade das Gegenteil der Fall: Sie können ihre Position unangemessen lange, oft über Generationen hinweg, halten. Wieso greift Gott da nicht ein?

Weil die Unterdrückten so etwas zulassen und ihre Vernunft nicht gebrauchen. Selbst wenn die Anzeichen für das Entstehen einer diktatorischen Herrschaft schon unübersehbar sind – wie etwa gegenwärtig in Russland –, ist der Mehrheit aller Unterdrückten ihr eigenes Leben wichtiger als das Gemeinwohl – sie lieben sich selbst eben mehr als den bzw. die Nächsten. Das sog. Gesamtvolk hat damit aber die Botschaft Jesu schon vom Ansatz her offensichtlich nicht verstanden. Das erkennt man erst viel zu spät, und als einziger Ausweg bleibt dann nur noch Revolution oder Krieg.

Deshalb ist eben die Welt heute so irrational, wie sie ist. Und daran ist nicht Gott, sondern der Mensch selbst schuld.

50.) ad

Mk 3, 20 – 35 sowie Gen 3, 1 – 15

Jesus, der Vater und der Heilige Geist sind eins – oder vielleicht ein bisschen verständlicher umschrieben: Gott äußert sich uns Menschen in drei Formen. Am besten lässt sich das vielleicht wie ein „permanenter Rollenwechsel“ beschreiben: So, wie man sich einerseits Gott Vater wie verantwortungsvolle und gütige Eltern vorstellt;

oder andererseits Jesus als einen Menschen ansieht, der vor allem in kniffligen Situationen immer die moralisch 100%ig richtige Entscheidung trifft. Am schwersten zu verstehen ist aber die dritte Form, die Denkfigur des Heiligen Geistes. Und dafür will uns die heutige Lesung aus dem Buch Genesis eine kleine Hilfestellung bieten.

Wie oft fragt sich jeder Mensch im Leben: „Wenn ich das doch bloß schon vorher gewusst hätte?!“ – ganz besonders in Situationen, in denen man erkennt, einen oder auch mehrere Fehler gemacht oder mittel- oder langfristige Entwicklungen nicht erkannt oder diese falsch eingeschätzt zu haben, usw.

Die Fähigkeit, im moralischen Sinn den Unterschied zwischen „gut“ und „böse“ bzw. „schlecht“ erkennen zu können, ist das Erfolgsrezept der menschlichen Art schlechthin. Dadurch unterscheidet sich die Menschheit im Kern und ganz essentiell von allen anderen Typen von Lebewesen, insbesondere von den Tieren (wenn man insoweit einmal die Lernfähigkeit der domestizierten Tiere außer Betracht lässt). Denn ein Wildtier lebt primär instinktgetrieben und sucht sich beispielsweise seine Beute rein nach dem Kriterium des schwächsten Gliedes in der Kette aus. Und dabei macht es sich gar keine Gedanken darüber, ob und welches Leid dadurch in der Familie des Opfers verursacht wird o.Ä., wenn etwa ein Wolf ein kleines Lamm reißt, dem starken Widder aber tunlichst aus dem Weg geht.

Die jahrtausendealte Erfolgsgeschichte der menschlichen Art basiert einerseits auf einem kontinuierlichen Wissenserwerb – von der Erfindung des Faustkeils oder des Rades in der Urzeit bis hin zur künstlichen Intelligenz – und andererseits auf dem sozialen Zusammenhalt, der insbesondere auch den Schutz der Schwachen – vom Kleinkind bis zu den Alten – umfasst.

Erkenntnis, nämlich das Wissen um die Funktion aller Dinge und damit letztlich des Lebens und der Welt als Ganzheit, kann aber auch vom Segen zum Fluch werden. Nichts in unserer Welt ist ausschließlich gut oder ausschließlich schlecht bzw. böse – alles hat in diesem Sinne zwei Seiten.

Wie glücklich ist beispielsweise jener quasi „Regel“-Mensch, der unbekümmert in den Tag hineinleben und sich an den einfachen und gewöhnlichen Dingen erfreuen kann: an seiner Arbeit, an seinen Hobbies, am Verreisen, an der Pflege seines Eigenheimes und seines Gartens, am Wachsen, Gedeihen und Erfolg seiner Kinder oder vielleicht auch nur daran, dass der von ihm unterstützte Verein ein Spiel oder gar einen Pokal gewinnt ...

Gott sei Dank „tickt“ der weitaus überwiegende Teil der Menschheit so – deshalb verhalten sich die Menschen insgesamt betrachtet in aller Regel auch moralisch gut, ohne sich das ständig bewusst machen zu müssen; sie sind gleichsam durch Gott von Heiligem Geist erfüllt, sie haben dadurch die positiven Seiten der Erkenntnis gleichsam automatisch verinnerlicht.

Schlimm ist es hingegen um jene Leute bestellt, die reflexartig immer alles hinterfragen. Sie mögen vielleicht den anderen intellektuell überlegen und objektiv besehen der eigentliche Garant für Fortschritt sein, bezahlen dafür aber einen hohen Preis: „Geht es mir wirklich gut? Oder verpasse ich den wesentlichen Sinn des Lebens?“; „Wie könnte ich denn bloß noch mehr Geld verdienen oder Macht oder Anerkennung erhalten?“; „Hoffentlich ist das spürbare Stechen in der Brust bloß kein Herzinfarkt!“; „Warum fliegt bloß die Zeit so schnell dahin?“; „Was hinterlassen wir unseren Nachkommen bloß für eine Welt?“; „Wie lange wird die Erde überhaupt noch existieren?“ – viele solcher Fragen plagten diese Menschen.

„Wecke bloß nicht deine Seele auf!“, davor warnten eindringlich auch schon die alten Griechen, wie etwa die Jahrtausende alte Geschichte vom Öffnen der Büchse der Pandora illustriert: Zeus ließ aus Rache dafür, dass Prometheus den Göttern das Feuer, das in der Antike quasi den technischen Fortschritt versinnbildlichte, gestohlen hat, eine Frau aus Lehm erschaffen. Diese Pandora wurde mit allen nur denkbaren sinnlichen Reizen, aber auch mit einer Büchse ausgestattet, in der alle Übel der Welt verschlossen waren. Obwohl ihn sein Bruder Prometheus eindringlich gewarnt hatte, erlag Epimetheus den Reizen der Pandora und heiratete sie. Und aus Neugier öffnete er auch das von ihr mitgebrachte Geschenk, sodass aus der Büchse alle Übel unwiederbringlich wieder in die Welt entweichen konnten und seither die Menschen unaufhörlich plagten und peinigen.

Der Baum der Erkenntnis bzw. die Büchse der Pandora stehen sinnbildlich dafür, dass die Freiheit des Willens anstelle des bloß tierischen Instinkts geradezu zwangsläufig dazu führt, dass der Mensch immer zwischen gut und böse entscheiden kann bzw. sogar muss. Gottes Zutun in Form des Heiligen Geistes bietet ihm dazu zwar eine Hilfestellung. Allerdings muss sich der Mensch aber stets darum bemühen, diesen Heiligen Geist zu erkennen; er darf sich also nicht z.B. aus Bequemlichkeit oder Gewohnheit immer nur dahintreiben lassen. Gleichzeitig darf er sein Streben nach Erkenntnis aber auch nicht übertreiben, denn natur- und geisteswissenschaftlicher Fortschritt kann für den Menschen letztlich auch in hohem Maß zerstörerisch wirken – Stichwort „Atombombe“, „Klimawandel“ und „Künstliche Intelligenz“.

Als Fazit bleibt also: Freiheit und Selbstverwirklichung ja, zugleich aber auch Nächstenliebe, und zwar so, wie wir es heute von Jesus im Evangelium gehört haben: „Jeder, der den Willen Gottes tut, der ist für mich Bruder und Schwester!“ Für die morgige EU-Wahl bedeutet dies beispielsweise: Wir müssen in Europa nicht alle Fremden aufnehmen und ansiedeln lassen – wir müssen ihnen aber die vor Jahrhunderten in ihrer Heimat begonnene Ausbeutung wieder in einer effektiven Art und Weise rückvergüten.

51.) ad

Mk 10, 17 – 30

Verglichen mit der Zeit vor ca. 100 Jahren erscheint unsere heutige Welt als gleichsam „mega- kompliziert“.

Vielleicht auch deshalb, weil das zielgerichtete Nachdenken über das Funktionieren unserer Welt damals quasi noch in den Kinderschuhen steckte. Verglichen mit den Jahrtausenden davor haben seither vor allem die Naturwissenschaften einen rasanten Aufschwung erlebt. Denken Sie beispielsweise nur an die epochemachenden Erfindungen von Penicillin, Antibiotika und Impfstoffen im Bereich der Medizin, gerade wenn wir uns die jüngste und immer noch andauernde Corona-Pandemie in Erinnerung rufen. Oder die Flugtechnik und Raumfahrt sowie die friedliche einerseits, die leider aber auch kriegsrische und terroristische Nutzung der Kernenergie im Bereich der Physik. Oder die geradezu unglaublichen Fortschritte der Gentechnik im Bereich der Biologie, die dazu führen wird, dass Mensch und Tier künftig wunschgemäß auf- und umgebaut bzw. neu konstruiert werden können. Vielleicht verschwinden damit auch die gegenwärtig hartnäckigsten Menschheitsgeißeln wie Krebserkrankungen und Altersdemenz bald gänzlich von der Bildfläche. Und schließlich wird im Bereich der Computertechnik die „Künstliche Intelligenz“ die vielfältigen Formen menschlichen Fehlverhaltens jedenfalls bezüglich standardisierter und mechanisierter Abläufe weitgehend ausschließen.

Diese Weisheiten, die uns solcherart – wie es in der heutigen Lesung geheißen hat – geschenkt wurden, haben natürlich auch ihren Preis. Indem die Errungenschaften des wissenschaftlichen Fortschritts hauptsächlich darin münden, den menschlichen Wohlstand zu vermehren, wie z.B. durch individuelle Fortbewegungsmittel in Form

von Kraftfahrzeugen bis dahin, die Heizung, Küchengeräte, Haushaltsroboter und Ähnliches per Smartphone vom Büro aus steuern zu können, bleiben alle diese Annehmlichkeiten freilich nicht ohne Folgen: Diese werden uns als Konsequenz der hemmungslosen Ausbeutung von Rohstoffen in Form des Klimawandels täglich und in den letzten Jahren immer drastischer vor Augen geführt.

Parallel, d.h. gleichsam in der Position eines bloß außenstehenden Zuschauers, gibt es dann noch Einrichtungen, die diesen rasanten Wandel kaum oder nur sehr zögernd mitvollziehen. Dazu gehört beispielsweise unsere staatsrechtliche Verfassung, die nun schon über 100 Jahre alt ist und noch immer weitgehend unverändert die Grundlage für das menschliche Zusammenleben bildet – wie hier in Österreich so auch in den meisten anderen Staaten der Welt, die gegenwärtig eine führende politische Rolle spielen. Die Unzeitgemäßheit solcher angesichts der drängenden Herausforderungen der Gegenwart und der nahen Zukunft geradezu archaisch anmutenden Institutionen führt zu einem heute kaum noch zu übersehenden Widerstand im Volk. Dieser äußert sich in einem Freiheitsdrang, der mit der sog. „68-er“-Bewegung seinen Anfang genommen und seither zu einem kontinuierlichen Autoritätsverlust aller staatlichen Institutionen sowie zum Entstehen eines Wutbürgertums, eines undifferenzierten Fremdenhasses, der Bewegung der „Staatsverweigerer“ und einem Erstarken des sog. „rechten Lagers“ in ganz Europa geführt hat: Lehrer, besonders Lehrerinnen, werden in der Schule kaum noch ernst genommen und sogar lächerlich gemacht, Polizisten werden beschimpft und tätlich angegriffen, unangenehme Gerichtsurteile belächelt, ignoriert und faktisch so weit als möglich leerlaufen gelassen.

Dies gilt im Grunde auch für unsere katholische Kirche. Was im fernen Rom entschieden und beschlossen wird, interessiert hier bei uns im Grunde kaum noch jemand. Das jahrtausendealte Bestehen auf Ehelosigkeit und Weiheverbot für Frauen hat zu einem derart rigorosen Priestermangel geführt, dass die institutionelle Kirche heute ihren Kernaufgaben – jedenfalls in Europa – schlechthin nicht mehr nachkommen kann. Die Seelsorge muss daher in weiten Bereichen auf Laien ausgelagert werden, die aber nicht in der erforderlichen Zahl gefunden werden können – nicht zuletzt auch deshalb, weil der Kirche mittlerweile vor allem die erforderliche finanzielle Basis für eine adäquate Entlohnung fehlt. Die Situation ist sogar derart schlimm, dass bereits Kirchengebäude verkauft werden müssen, um von den Erhaltungskosten nicht erdrosselt zu werden – siehe z.B. die Franziskanerkirche in Linz. Und auch in anderer Beziehung ist der Preis hoch: Die Kirche als maßgebliche Meinungs- und Sinnstifterin wurde im vergangenen Jahrhundert kontinuierlich durch die Massenmedien, jüngst vor allem in Gestalt der Social Media – Stichwort: „Influencer“ – ersetzt.

Worin besteht die große Schwierigkeit, diesem Trend gegenzusteuern, also gleichsam wieder so etwas wie eine „Schubumkehr“ zu bewirken?

Den Hauptansatzpunkt bildet meines Erachtens die bereits eingangs angesprochene Hochkomplexität unserer Lebensgegenwart, und zwar in allen Bereichen. Genügte früher für die weitaus überwiegende Mehrheit der Menschen ein simples Sparbuch, um die eigenen Finanzen zu verwalten, geht es heute um Aktien, Fonds und sonstige komplexe Formen der Vermögensverwaltung. Auf jeden Arztbesuch und jede Konsultation eines Rechtsanwalts muss man sich ebenso akribisch vorbereiten wie bei der Heranziehung von Handwerkern, um aus der Vielfalt von Angeboten und Meinungen die empfohlene Vorgangsweise darauf hin prüfen zu können, ob sie denn wirklich das optimale Ergebnis erzielen wird.

Institutionen, die dem Konservativismus anhängen, wie etwa unsere sog. „Amtskirche“, sind viel gescholten, aber nicht per se schlecht. Denn sie vermitteln ja auch Ordnung, Orientierung, Sicherheit, Kontinuität und Stabilität. Trotzdem müssen sie gleichsam mit der Zeit gehen und das heißt, dass sie sich auch zumindest ein Stück weit bewegen müssen. Dies gilt beispielsweise ganz besonders für die Form der Vermittlung des zentralen Inhalts, nämlich des Evangeliums: Wenn man die große Bevölkerungsmehrheit, insbesondere die jungen Leute, erreichen will, dann muss man sich eben auch der gegenwärtig dominierenden Kommunikationsparameter bedienen. Das bedeutet vor allem, dass einerseits die Kernaussagen des Evangeliums und der darauf fußenden katholischen Soziallehre zeitgemäß adaptiert und vor allem auf den Punkt gebracht werden müssen; weiten Ausschweifungen zuzuhören, dafür hat heute niemand mehr Zeit. Und andererseits kann das wohl – zumindest soweit, als es die zentralen Anliegen der Botschaftsvermittlung betrifft – nicht mehr in der Form der von glaubensfernen Personen überwiegend als zumindest langweilig und zeitaufwändig, wenn nicht sogar als nervig oder lächerlich empfundenen Messen und Ritualen in einer Kirche erfolgen. Vielmehr muss man das Hauptaugenmerk wohl unbedingt darauf legen, sich an prominenter Stelle in den derzeit dominierenden Kanälen der Informationsverschaffung, also vor allem in den sozialen Medien und im Internet, und dort quasi als andersartige, interessante, aufmerksamkeitserregende Konkurrenz zu Radio, Fernsehen und Influencern, einzubringen. Dies bedingt, sich – auch wenn es schwerfällt – von liebsam gewordenen Gewohnheiten ein Stück weit zu verabschieden und sich dem Diktat der heutigen Medienwelt zu unterwerfen, das vor allem durch Kriterien wie Kürze, Prägnanz, Effekthascherei, Komplexitätsreduktion (bis hin zur Niveaulosigkeit), zeitgemäßer statt klassischer Musik usw. gekennzeichnet ist. Wie gesagt, auch wenn es weh tut ...